

Rezension

Autor(en): **Nay, Marc Antoni / Simonett, Jürg / Hitz, Florian**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): **- (1993)**

Heft 6

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Diverse Autoren

**Churer Stadtgeschichte
in zwei Bänden**

Hg. vom Stadtarchiv Chur

Bd. 1: Von den Anfängen bis zur
Mitte des 17. Jhds.

514 Seiten mit 254 Abbildungen,
Register, Quellen- und Literaturver-
zeichnis, gebunden. Fr. 65.–

Bd. 2: Von der Mitte des 17. Jhds.
bis zur Gegenwart

540 Seiten mit 195 Abbildungen,
Register, Quellen- und Literaturver-
zeichnis, gebunden. Fr. 75.–

Bde. 1 + 2 kpl. Fr. 130.–.

Die Geschichte der Stadt Chur ist eine lange Geschichte, und dies in mancherlei Hinsicht. Deshalb ist einem Werk, das den Anspruch hat, nach den Regeln der zeitgenössischen Wissenschaft eben diese Geschichte der Stadt Chur zu schreiben, gewiss, dass es prägend sein wird für diejenige Spezialdisziplin, welche sich mit Churs Vergangenheit auseinandersetzt.

Die neue zweibändige Gesamtdarstellung der Churer Stadtgeschichte löst die beiden Bände von 1974 und 1986 ab, in welchen das Thema von den Anfängen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts bearbeitet wurde. Der erste Band enthält eine Neubearbeitung der Zeit bis zum ausgehenden Mittelalter und übernimmt den zweiten Band des Vorgängers integral. Der zweite Band der neuen Stadtgeschichte widmet sich der Zeit von 1650 bis zur Gegenwart.

Selbst eine 100bändige Stadtgeschichte wäre nicht imstande, alles zu erwähnen, was im Laufe der Zeit in Chur alles in irgendeiner Hinsicht Erwähnenswertes geschehen und – dies beschränkt die Auswahl, jedoch in zu geringem Masse – überliefert worden ist. So können auch diese paar Zeilen natürlich nicht auf die Vielzahl von bemerkenswerten Begebenheiten, Situationen und Sachverhalten eingehen, welche auf den 1054 Seiten des Werkes zur Sprache kommen oder ins Bild gerückt werden.

All die ausgewählten Begebenheiten, Situationen und Sachverhalte basieren auf Quelleninterpretationen. Wichtige Textquellen werden zitiert, umfangreichere zusammengefasst. Beide Bände enthalten auch eine Vielzahl von Bildquellen, welche Werke aus den Bereichen der Architektur, Malerei, Druckgraphik und zur jüngeren Zeit

auch der Fotografie zeigen. Diese Quellen werden erörtert, kommentiert, interpretiert und in Beziehung zueinander gesetzt.

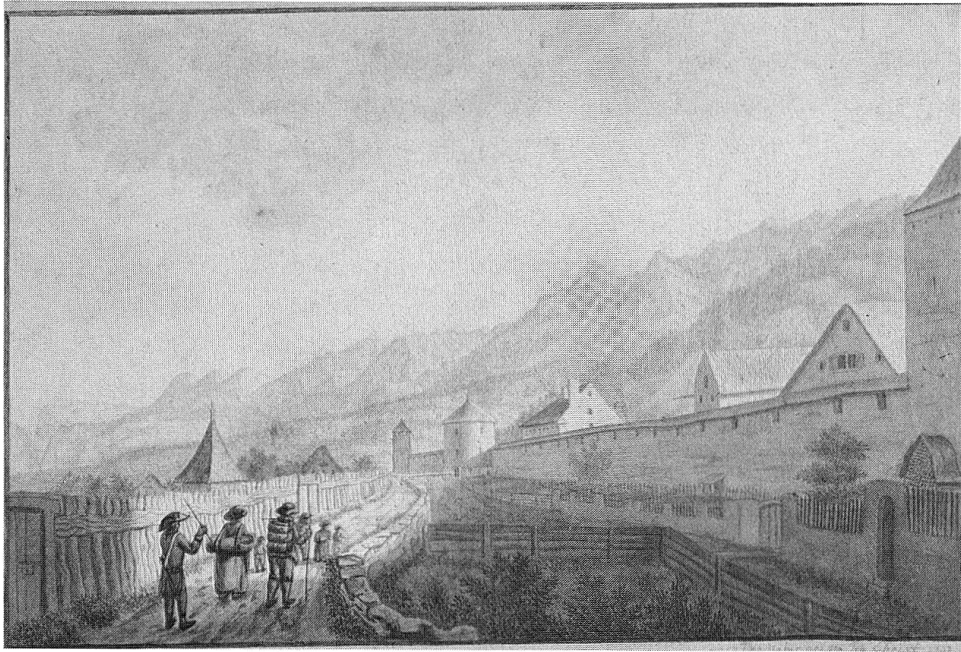
Das Quellenmaterial zur Ur- und Frühgeschichte besteht aus archäologischen Funden und Befunden. Die Schwerpunkte der Abhandlung liegen bei den ausgegrabenen Siedlungsresten, welche sich in der Jungsteinzeit auf das linke Plessurufer, Welschdörfli und Umgebung, beschränken, während seit der Spätbronzezeit auch im heutigen Altstadtbereich Besiedlung belegt ist. Die grösste Anzahl Seiten erhalten die eisenzeitlichen Siedlungsreste auf dem Markthallenplatz zugesprochen. Auffälligstes Merkmal sind dabei die rätselhaften Steinzüge, 20 bis 50 cm breite, u-förmig in die Erde eingetiefte Streifen aus etwa faustgrossen Bollensteinen, welche sich über eine Länge von maximal fast 40 Metern erstrecken und in denen der Autor des betreffenden Abschnitts Unterkonstruktionen von Holzbauten vermutet.

Eine Fülle von Fundmaterial bildet ebenfalls die Grundlage des Abschnittes über das Chur der Römerzeit. Hinzu kommen erste Textquellen, in Gefässe und Wände eingeritzte Schriftzeichen, Fragmente von gemeisselten Inschriften und das erste Auftauchen des Namens 'curia', auf einer römischen Landkarte aus dem 3. Jahrhundert nach Christi.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Beitrag zum Churer Mittelalter findet ein Methodenwechsel statt. Während der Archäologe in seinen Ausführungen «zum nahtlosen Übergang von der Spätantike ins Frühmittelalter» noch vorwiegend auf der Basis von Ausgrabungen argumentiert, schöpft der Historiker in seinen Abschnitten zum Früh- und Hochmittelalter beinahe ausschliesslich aus Textquellen, welche damals allerdings erst allmählich zu fliessen begannen. Der Quellenbestand für das früh- und hochmittelalterliche Chur ist noch sehr lückenhaft, was eine Gesamtdarstellung erschwert. Gerade weil der Autor nicht den Verlockungen erliegt, in nicht auf Quellen abgestützte Theorien auszuweichen oder Vermutungen zu Tatsachen zu machen, sind seine Abschnitte wohl diejenigen, welche am meisten Fragen offen lassen.

Die Kapitel zum ausgehenden Mittelalter und zur beginnenden Neuzeit sind diesbezüglich besser bedient, da die Quellenflut nun beträchtlich ansteigt. Erst zu diesen Epochen wird eine Übersicht über die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung möglich. Umwälzungen wie Zunftgründung oder Reformation werden im Zusammenhang sichtbar. Auch Ereignisse, welche weniger Getöse verursachen, wie die Stadtbäche und -bächlein, können beleuchtet und das Leben der Leute ausserhalb des Rampenlichts der Öffentlichkeit kann gezeigt werden.

Noch in viel stärkerem Masse gilt das für den zweiten Band der Stadtgeschichte, wo Chur allmählich die Gestalt annimmt, welche es



heute besitzt. Das Gesicht des heutigen Chur ist von der Vergangenheit geprägt. In der Stadt kann man überall Spuren erkennen, nicht nur architektonischer Art, deren Entstehung und Entwicklung in der Stadtgeschichte beschrieben werden. Die durch die Buchdruckerkunst eingeleitete Entwicklung der Vervielfältigung von Text und Bild vergrössert die Menge des Überlieferten in einem für einen einzelnen kaum mehr zu fassenden Masse. Vom Quellenmangel im Altertum und im Mittelalter bis zur Informationsflut in diesem und auch dem vergangenen Jahrhundert führt ein weiter Weg, auf dem die Autoren immer stärker zur Selektion gezwungen werden. Der Raum ist begrenzt, wenn auch für die Texte zum 19. und das 20. Jahrhundert beinahe ein Drittel des gesamten Werkumfangs zur Verfügung gestellt wurde. Am ausführlichsten behandelt werden Handel und Verkehr, der wirtschaftliche Wandel von den Zünften bis zum Liberalismus und der Broterwerb in seinen unterschiedlichsten Ausprägungen.

Das Ansteigen der Quellenflut führt zu einer Aufteilung der Arbeit. Vom Ausgang des Mittelalters an beackern mehrere Autoren das Feld der Geschichte. Der letzte grosse Abschnitt namens 'Weg in die Gegenwart' wird beispielsweise von vier Autoren bearbeitet, wobei der eine Architektur und Städtebau, der andere Arbeiten und Wohnen ins Zentrum seiner Überlegungen rückt. Ein dritter beschäftigt sich speziell mit Kultur und Freizeit, ein weiterer mit den Zentrumsfunktionen Churs, mit der Hauptstadt, der Schulstadt und dem Presseplatz.

Der Quellenbestand wird im weiteren Verlauf der Darstellung erweitert um numerische Werte aus Volkszählungen, Registrierungen und ähnlichem. Wenn die Zahlen während grösserer Zeitspannen er-

fasst wurden, werden sie zu Statistiken zusammengestellt und durch Grafiken veranschaulicht. Vor allem wenn sie bis in die Gegenwart führen, veranlassen sie zu Überlegungen, welche über das Interesse am Vergangenen hinaus reichen.

Wenn man nun den Versuch wagen wollte, die zwei Bände als Gesamtheit zu charakterisieren, so muss wohl zuerst erwähnt werden, dass das Werk versucht der menschlichen Existenz in all ihren Ausprägungen gerecht zu werden. Neben dem Leben des Bürgermeisters wird auch dasjenige des Hintersässen erforscht; neben demjenigen des Mannes auch dasjenige der Frau, dem nachzuspüren viel mehr Mühe kostet, weil sich in der Vergangenheit nur wenige damit auseinandergesetzt haben.

Vergleicht man das Werk mit der Forschungstradition, lässt sich feststellen, dass explizite Lobeshymnen für Personen, Ereignisse und Epochen nur noch in geringen Ansätzen zu erkennen sind. Der Ton wissenschaftlicher Arbeiten scheint immer nüchterner und sachlicher, die Position des Autors immer distanzierter zu werden.

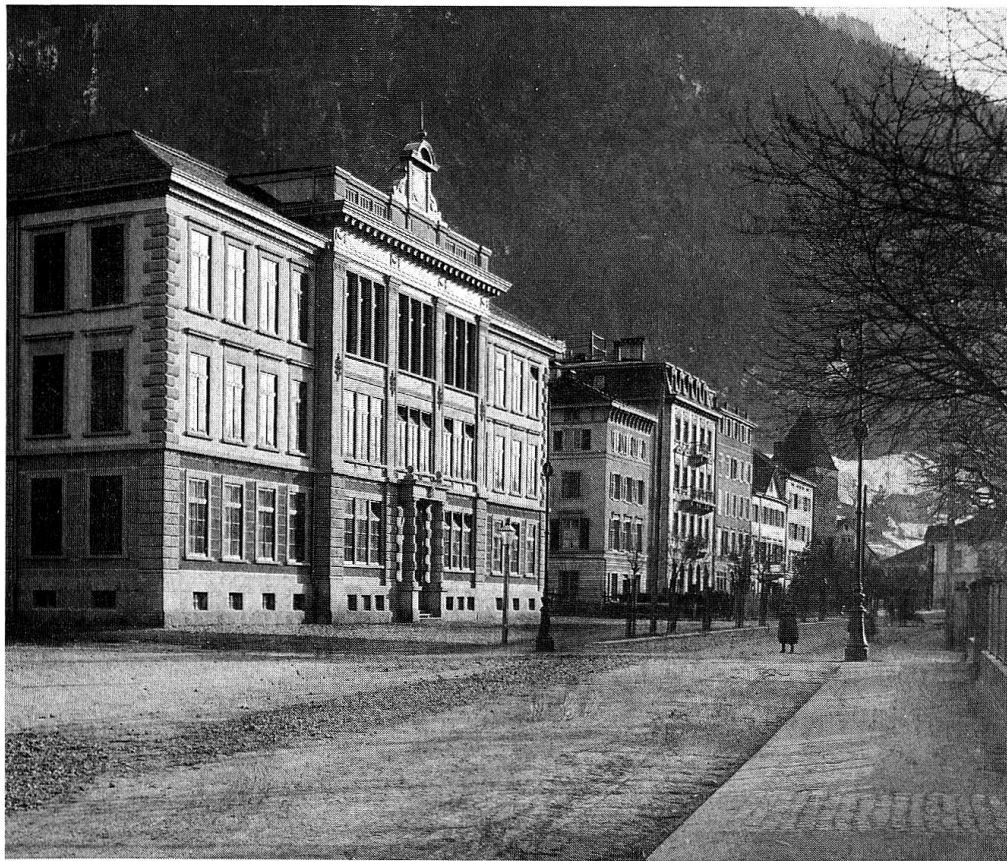
Dennoch kristallisieren sich – meiner Ansicht nach – drei Epochen heraus, welche ein wenig mehr Gewicht als die anderen haben, vielleicht weil sie für die Entwicklung der Stadt entscheidend waren und noch heute ihre Charakterzüge prägen:

- Die Zeitspanne vom Stadtbrand von 1464 bis zum Abschluss der Reformation mit dem Neuaufbau, der Erlangung der Selbständigkeit, der Errichtung des Zunftregimes und dem Glaubensstreit.
- Der Abschnitt von 1799 bis etwa 1880 mit dem Zusammenbruch der alten Ordnung, der Kantonsgründung, der Öffnung der Stadtmauern, dem Strassen- und Eisenbahnbau, der Gründerjahre in Industrie und Tourismus.
- Eventuell auch die Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, in welchen sich Bewohnerzahl und bebaute Fläche verdoppelten und welche die einschneidendsten Veränderungen bezüglich Ansprüche, Lebensart und -rhythmus mit sich brachten.

Dieses letzte Urteil ist allerdings als sehr vorläufig zu betrachten. Gesicherte Ergebnisse darüber werden erst in der Zukunft entstehen, dann, wenn diese Epoche als abgeschlossen empfunden wird und ihre Auswirkungen auf die nachfolgenden betrachtet werden können.

Dennoch ist es die Aufgabe der Geschichtsschreibung auch die Gegenwart zu beackern, selbst auf die Gefahr hin, dass man in entfernteren Zeiten über ihre Ergebnisse schmunzeln wird, wie über die Prognostiker der 60er Jahre, welche in ihrem Fortschrittsglauben für die 90er Jahre eine Stadtbevölkerung von 60 000 prognostizierten, also ungefähr das Doppelte der gegenwärtigen Anzahl Bewohner.

Da die Churer Stadtgeschichte ein sachliches, weil quellenbezogenes Gepräge besitzt, zerstört sie liebgewonnene Vorstellungen und



Bilder über die vergangenen Zeiten. Als nicht durch Quellen belegbare Hypothese entpuppt sich beispielsweise die Vorstellung, dass Chur in römischer Zeit Hauptort der Raetia prima gewesen war. Auch die Existenz einer ersten Kirche St. Peter in einem römischen Gebäude im Welschdörfli erscheint als sehr zweifelhaft, ebenfalls die Vorstellung, dass Chur um 500 als Theodericopolis neu entstand, gegründet durch den Ostgotenkönig Theoderich. Die Bedeutung des Transitverkehrs für die Stadt wird beträchtlich relativiert, was irgendwie verständlich erscheint, wenn man bedenkt, dass erst im Rekordjahr 1856 das jährliche Volumen der durch Graubünden geführten Transitwaren (13 500 t) die Menge Haushaltskehricht (12 646 t) übertrifft, welche heutzutage in einem Jahr auf dem Stadtgebiet entsorgt werden muss.

Nun ist aber die Revision bestehender Ansichten über die Vergangenheit gerade ein Anlass, Stadtgeschichte zu schreiben, wobei das vorliegende Werk in seinem Detailreichtum immer wieder aufzeigt, dass auch 'die gute, alte Zeit' nicht so einfach strukturiert war, wie man sich das hat weismachen lassen. Die durch die Zerstörung manch schöner Illusion entstandene Leere füllt das Werk aber wieder, seltsamerweise auf zwei völlig verschiedene Weisen. Einmal mittels den Statistiken, in welchen sie Auskunft gibt über die Geschichte der Massen und Mengen, und die mit Hilfe der Grafik zu einer Art Fieberkurven

der Stadtentwicklung werden und dann ganz besonders mittels der Fülle der Details aus allen Schichten und Zeiten, in welchen sie den Wunsch nach Emotionalem stillt und des Lesers eigene Phantasie anregt, in eine – selbstverständlich hypothetische – Vergangenheit einzutauchen.

Vielleicht widerspiegeln diese Trends die scheinbar widersprüchlichen Tendenzen namens Vermassung und Individualisierung unserer eigenen Gesellschaft; anregend sind sie auf alle Fälle. Die Geschichte des Heinrich Mel beispielsweise, der 1258 Magister und Leiter der Domschule war und sich in den Jahren darauf plötzlich als Student an der juristischen Fakultät der Universität Bologna einschrieb oder diejenige von Johannes Gsell, um 1464 Stadtschreiber, der nach dem Stadtbrand als Gesandter der Stadt an den Kaiserhof nach Wien reiste und mit der Erweiterung der städtischen Rechte zurückkehrte. Aber auch bloss kurze Erwähnungen wecken die Phantasie, wie diejenige eines Hainrich Satlers, der in der Hofkellerei in eine Wirtschaftsschlägerei verwickelt war, oder diejenige des Schelms 'Thomali', der so 'populär' war, dass er in einem Theaterstück von 1517 Erwähnung fand. Die Reihe der hervorragenden Bürgermeister darf in dieser Aufzählung nicht fehlen, natürlich ist auch an Commander, den Reformator zu denken, aber auch die beiden Söhne von Hans Sprecher, die ihr Dasein im Siechenhaus fristeten oder Daniel Abis, der gebüsst wurde, weil er Schneiderarbeiten im eigenen Haus durch einen fremden Schneider ausführen liess, verschaffen uns Einblick in damalige Verhältnisse. Dass es nicht nur eine Geschichte gibt, zeigen das Schicksal von Thomas Massner, der aus dem Nichts zum vermögenden Unternehmer wurde, dasjenige des Envoyé Peter von Salis, eines Diplomaten des frühen 18. Jahrhunderts, und dasjenige von Hannikel, dem Erzgauner, der 1786 aus dem Gefängnisturm ausbrach, indem er ganz einfach ein Loch aus den Mauern herausbrach, oder das Schicksal des Philip Schaaf, der von der Armenanstalt weg in die Kantonsschule eintreten konnte, diese wegen der «geheimen Sünde» aber wieder verlassen musste, trotzdem aber als Professor der Theologie und Ehrendoktor von Berlin, St. Andrews und New York endete.

«Unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte begraben», schrieb Heinrich Heine. Obwohl auch eine Zollliste aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts zum Denken anregen kann, wenn auf ihr Asche, Enzian, Fischschmalz, Galläpfel und Grünspan, aber auch Datteln, Gummi und Terpentin als Handelswaren aufgeführt werden.

Die Geschichte der Stadt Chur ist auch die Geschichte von Säumern und Fuhrleuten; vom lokalen Postpferdehalter von 1844, der 38 Pferde sein eigen nannte, von den auswärtigen Mitgliedern des Kleinen Rates, welche anfangs im Regierungsgebäude wohnten und von einem Hausmeister bedient wurden, oder von den Bürgern der Ge-

meinde Felsberg, welche wegen den wiederholten Felsstürzen den Antrag auf Einbürgerung in die Stadt stellten. Zur Churer Stadtgeschichte gehören auch die Beisässen, welche periodisch Gefahr liefen, ausgewiesen zu werden, der englische Bauunternehmer Pickering, der beim Bau der Eisenbahn von Rorschach nach Chur das einheimische Komitee übers Ohr haute, und die Churer Damen, welche, wie aus Trotz, gleichzeitig ihre Teekränzchen veranstalteten und von Worcester Sauce, Mixed Pickles und Cakes schwärmten. Erwähnenswert sind noch die beiden Lokführer, welche bereits im ersten Betriebsmonat bei Maienfeld mit ihren Maschinen, die sinnigerweise 'Splügen' und 'Bernhardin' hiessen, einen Zusammenstoss fabrizierten, dann auch die Torwärter, der Uhrenrichter, die rufenden und die heimlichen Wächter, der Waldgäumer, der Maulwurffänger, der Seemann in Arosa. Klug waren die Spediteure von 1876, welche die Ware per Eisenbahn über Genf – Mont Cenis – Turin – Mailand nach Lugano schickten, weil dies billiger war als der direkte Weg über den San Bernardino, neckisch die Fasnächtler, welche am sogenannten Häfeliabend den Nachbarn den Inhalt der Kochtöpfe entführten und dieselben – die Nachbarn nicht die Kochtöpfe – dann zum Verzehr ihres eigenen Nachtmahls einluden.

Viele würden noch Erwähnung verdienen: Die Witfrau, welche nach dem Tode ihres Mannes eine Schlosserwerkstatt weiterführte, die Insassen der Armenanstalt, welche laut Menüplan von 1786 morgens immer Mehl- und abends immer Griessuppe aufgetischt erhielten und der Lehrer, der im 18. Jahrhundert über hundert Schülern gleichzeitig Buchstabieren, Lesen, Rechnen und Schreiben beibringen musste. Vielleicht auch der westfälische Baron Clemens von Loë (1836–1892), der durch eine Schenkung den Bau der Klinik Waldhaus ermöglichte, oder Frieda Mayer, welche von Stuttgart aus als Dienstmädchen nach Chur zog, um ihr Glück zu machen, sie alle und noch viele mehr sind erwähnenswert, weil sie einem mehr geben, als eigentlich von der Geschichtsschreibung verlangt wird; nämlich ein Erahnen der eigenen Position und der Umstände der eigenen Zeit.

Ein abschliessendes Beispiel dafür soll die Belegung des Hauses «zum Meerhafen» am Hegisplatz sein: In den drei Stockwerken dieses bescheidenen Baues in der Grösse eines zeitgenössischen Einfamilienhauses befanden sich im Jahre 1893 vier Wohnungen für insgesamt 10 Personen. Zusätzlich waren im Estrich noch sechs sogenannte Schlafgänger einquartiert. Rings um das Haus lagen Schweineställe und Misthaufen. Es gab nur einen einzigen Abort ausserhalb des Gebäudes für alle Bewohner. Der Stuben- und Kammertrakt ist aus Holz und stammt vom Wiederaufbau nach dem Stadtbrand von 1464. Das Haus «zum Meerhafen» wurde anlässlich der damaligen Erfassung der sanitärischen Zustände als «baufällig in jeder Beziehung» qualifiziert. Es

hat die Zeiten trotzdem überlebt. Im vergangenen Jahr wurde es instandgestellt und den Komfortansprüchen unserer Zeit angepasst. Es wird noch immer bewohnt.

Marc Antoni Nay





Annetta Bundi:

**Zur Geschichte des 1. Mai
in Chur.**

Gewerkschaftsbund
Graubünden,
Chur 1993.
66 S., Fr. 15.-.

Die Oberstufe des Bündner Lehrerseminars in Chur kennt das Fach «Heimatkunde». Dort entstehen nicht selten Arbeiten, die über das Ziel einer ersten wissenschaftlichen Fingerübung hinaus das Interesse einer breiteren Leserschaft verdienen würden. Leider existiert kein Gesamtverzeichnis der Titel, im Lehrerseminar finden sich die Manuskripte nicht, und die Kantonsbibliothek besitzt nur ganz vereinzelte Exemplare. Annetta Bundi hat ihre Arbeit zusätzlich beim Wettbewerb «Schweizer Jugend forscht» eingereicht und ist mit der Auszeichnung «sehr gut» belohnt worden. Dank dem Interesse der Gewerkschaften ist ihre Geschichte des Churer Ersten Mai gedruckt worden und liegt nun als Broschüre vor.

Im einführenden Kapitel geht die Autorin auf die Situation der Arbeiterschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein. Sie zeigt, dass in der Dienstleistungsstadt Chur durchaus etwas Industrie bestand, wenn auch die Grossbetriebe selten waren. Die gewerkschaftliche und politische Organisation kam zu einem guten Teil nicht aus der klassischen Industrie, sondern von italienischen Bauarbeitern, deutschen Druckern oder einheimischen Bähnlern und Pöstlern. Es wird in der Arbeit überaus deutlich, wie die kleine, aber überaus aktive Arbeiterbewegung im Provinznest Chur von Anfang an rege nationale und internationale Kontakte pflegte.

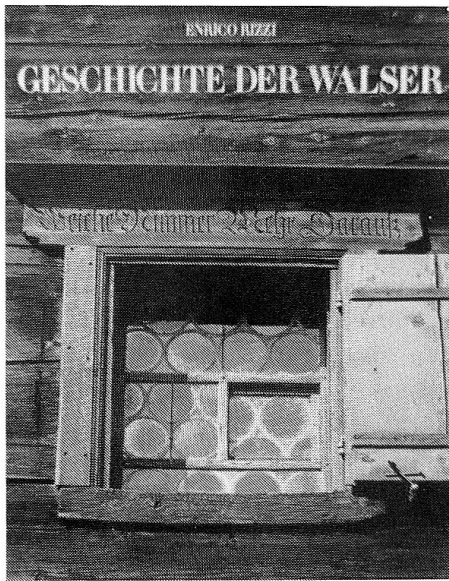
Beispiel dafür ist die Maifeier. Der Beschluss des Arbeiterkongresses von Paris 1889, im folgenden Jahr weltweit den 1. Mai als Festtag der internationalen Arbeiterschaft zu feiern, fand sofort auch in

Chur Beachtung. Redaktor Vogelsanger referierte am Abend im Hotel Drei Könige über die zentralen Anliegen des Achtstundentags und der Arbeiterschutzgesetzgebung. In der Folge ist der 1. Mai in Chur mit ganz wenigen Ausnahmen alljährlich gefeiert worden, mit mehr oder weniger prominenten Rednerinnen und Rednern, mehr oder weniger Teilnehmerinnen und Teilnehmern, einmal mit Betonung auf dem «Kampftag», andere Male mehr als «Festtag». Annetta Bundi hat für jedes Jahr die Zeitungsberichte zum 1. Mai herausgesucht, eine Rednerliste erstellt sowie die Teilnehmerzahl geschätzt. Sie untersucht die Wandlungen im Ablauf wie auch in den Themen der Maifeier und registriert ihre Aufnahme im grösstenteils bürgerlichen Chur.

Abschliessend stellt die Autorin fest, dass «sich die Themenkreise innerhalb der hundert Jahre natürlich verändert haben. Der Kerngedanke der 1.-Mai-Bewegung aber, nämlich die internationale Solidarität der Arbeiterschaft und der damit verbundene Kampf um bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen, hat sich kaum verändert und ist auch heute noch sehr aktuell!». Die vorliegende Broschüre untersucht ein internationales Phänomen am Beispiel von Chur und vermehrt damit die überaus schmale Bibliothek zur Geschichte der Bündner Arbeiterbewegung.

Jürg Simonett

Rezension



Enrico Rizzi:

Geschichte der Walser

Hg. von der Fondazione Arch.
E. Monti.

248 Seiten mit über 150, teilweise farbigen Abbildungen, gebunden mit Schutzumschlag.

Verlag Bündner Monatsblatt, Chur
1993, Fr. 90.—.

Der Autor

Dem Mailänder Historiker Enrico Rizzi verdankt die neuere Forschung zur Walser Siedlungsgeschichte ihre wichtigsten Impulse. Er hat 1983 die internationalen Walser Studientagungen initiiert und gibt seither deren Akten heraus. Grundlegende Forschungsbeiträge leistete er mit der Entdeckung einer ganzen Anzahl von Urkunden, die über die walserischen Niederlassungen im Antigorio- und Sesiatäl, im unteren Val d'Ossola und zuoberst im Misox Aufschluss geben.

In diesem Zusammenhang hat er wiederholt darauf hingewiesen, welche Bedeutung den Klöstern und Stiftskapiteln als Organisatoren des Landesausbaus zukommt – gerade auch bei der Ansiedlung der Walser (was bisher zu wenig beachtet worden ist). Auch in seiner nun vorliegenden Gesamtdarstellung erhält dieser Aspekt die Gewichtung, die ihm zukommt.

Übrigens folgt die Disposition dieses neuen Werks in weiten Teilen dem *Walser Regestenbuch*, das Rizzi vor zwei Jahren herausgegeben hat (Besprechung in BM 1992, Nr. 2). Mit dieser Sammelarbeit hat sich der Autor einen vollständigen Überblick über das einschlägige Quellenmaterial verschafft. Daraus zieht seine Darstellung nun Gewinn.

Die Darstellung

Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen prozessorientierten und einen mehr systematischen. Der erste Teil behandelt die walserische Kolonisation in den verschiedenen Phasen ihrer Ausbreitung. Übers

Ganze gesehen folgt die Migration der Walser einfach dem Alpenbogen – vom Goms aus in südwestlicher und nordöstlicher Richtung, wobei aber die Gebirgskämme mehrmals überschritten werden. Die äussersten Positionen, welche die Bewegung erreicht, liegen 300 km auseinander, und die Namen der betreffenden Niederlassungen sind bezeichnend: Les Allamands (in Hochsavoyen, zwischen dem Faucigny und dem Chablais) und das Kleine Walsertal (in Vorarlberg, an der Grenze zu Bayern).

Eingehend behandelt der Autor jeden der aufeinanderfolgenden Siedlungsschübe «vom Wallis hinab zum Südhang des Monte Rosa – ins Pomatt und hinüber nach Bosco Gurin . . .» usw. Diese siedlungsgeschichtlichen Ausführungen sind so gut dokumentiert, dass sie sich oft zu einer eigentlichen historischen Beschreibung der betreffenden Talschaften verdichten.

Natürlich spielte sich der Kolonisationsvorgang nicht völlig spontan und in einem sozialen Vakuum ab. In herrschaftsgeschichtlicher Hinsicht und als Anreger der ersten Neusiedlungen waren die lombardischen Adelsfamilien wichtig, die im Oberwallis fürstbischöfliche Ämter bekleideten. Rizzi lässt Vertrautheit mit den verwickelten dynastischen Zusammenhängen durchblicken, die zwischen diesen Familienverbänden bestanden.

Deutlich geht aus allem hervor, dass die Walser sich kaum je in unberührter Wildnis niederliessen, sondern meistens in bestehenden Weidegebieten, also in Zonen, die bis dahin extensiv genutzt, aber kaum besiedelt worden waren.

Unkonventionell verfährt Rizzi insofern, als er bereits innerhalb des Wallis «Walser» unterscheidet. Er verwendet diese Bezeichnung nämlich auch für die Kolonisten der Oberwalliser Seitentäler. Seine Argumente für eine derartige Verwendung des Begriffs sind recht plausibel: Zunächst wird damit eine tatsächlich vorhandene Kontinuität der Migration bewusst gemacht. Zum anderen ist der Begriff «Walser» ohnehin nur für diejenigen Niederlassungen quellenmässig belegt, die in deutschsprachiger Umgebung entstanden (also im Osten). Jede extensivere Verwendung des Begriffs, auch die heute gebräuchliche, ist also einzig durch die Verständigungszwecke der Literatur gerechtfertigt.

Der zweite Teil der Darstellung widmet sich den rechtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Aspekten walserischer Siedlungstätigkeit. Die Ausführungen über das 'Walserrecht' bestätigen noch einmal den Ansatz, der bereits 1942 von Peter Liver formuliert worden ist und seither breite Anerkennung gefunden hat – nicht zuletzt in Rizzis eigenen Arbeiten: Walserrecht ist Kolonistenrecht. Dieses Kolonistenrecht besteht in einem Komplex von «Freiheiten» – oder terminologisch präziser: Privilegien, wie Erbleihe, persönliche Freizügigkeit,

Verfügung der Siedlergruppe über die niedere Gerichtsbarkeit, verhältnismässig geringe Zinsleistungen. Insgesamt bedeutet das eine Lockerung der grundherrschaftlichen Bindungen. Solche Kolonisationsprivilegien sind nun nicht etwa eine exklusiv walserische Angelegenheit; vielmehr bilden sie im Rahmen des hochmittelalterlichen Landesausbaus eine in ganz Europa verbreitete Erscheinung.

Der soeben umrissene Ansatz sollte keinesfalls als blosser rechtshistorisch-dogmatische Konstruktion aufgefasst werden. Ganz im Gegenteil – er bietet das einzig verfügbare Erklärungsmodell, das die rechtliche und soziale Stellung der Walser befriedigend in ein historisches Gesamtbild integriert.

In seinen wirtschaftsgeschichtlichen Ausführungen geht der Autor zunächst auf die Einzelhofsiedlung ein. Hier skizziert er die bekannten Zonen und Stufen der alpinen Agrarwirtschaft, wie sie sich horizontal übereinander anordnen – aber im walserischen Modell eben alle innerhalb eines einzigen Hofbezirks. In der Geschlossenheit des Hofes sieht Rizzi auch eine wesentliche Ursache für die anhaltende Dynamik der walserischen Migration: Die Neubrüche wurden, wenn sie einmal besetzt waren, erbrechtlich nicht aufgeteilt, d.h. die Kolonisation musste von einem Teil der nachrückenden Generation fortgesetzt werden. Hier liegt natürlich eine idealtypische Auffassung vor, welche die stärker dezentralisierten Flursysteme, wie sie in walserrisch beeinflussten Gebieten ebenfalls vorkamen, vernachlässigt. Hingegen leistet sich Rizzi keinerlei Verallgemeinerungen, wenn es um die Alpwirtschaft geht: Neben der Einzelsennerei und der individuellen Weidenutzung war bei den Walsern auch die genossenschaftliche Nutzung (selten jedoch die kommunale) von Bedeutung.

Wichtig ist bei alledem der Hinweis, dass die Walser anfänglich eine «gemischte Landwirtschaft» betrieben, mit Getreidebau (Roggen) bis gegen 1700, an gewissen Sonnenhängen sogar bis auf 2000 Meter über Meer. In dieser Frage sind unbedingt die klimatischen Verhältnisse des Mittelalters mit ihren geringen sommerlichen Niederschlagsmengen in Rechnung zu stellen. Kurzum: «Der Ackerbau war und ist letztlich eine unerlässliche Komponente jeder selbsttragenden Wirtschaft», wie Rizzi einleuchtend genug bemerkt. Und völlige Marktabhängigkeit wird man den Bewohnern hochalpiner Gebiete im Mittelalter ja nicht unterstellen wollen; ist doch das sogar für die Frühe Neuzeit noch nicht zulässig.

Im weiteren diskutiert der Autor die Entstehung eines Netzes von (binnen- und transalpinen) Verkehrswegen aus den Bedingungen der walserischen Wirtschafts- und Lebensweise: Weidewirtschaft, regionale Märkte, Kirchgang und Wallfahrt. Ferner bespricht er recht ausführlich den «technologischen Beitrag», den walserische Zimmerleute mit dem Bau von Bewässerungs-Känneln geleistet hätten. Allzu

eingehend diskutiert er in diesem Zusammenhang die alte These einer walserischen (Mit-) Urheberchaft am Steg durch die Schöllenen-schlucht (und damit an der Eröffnung der Gotthardroute). Schliesslich behandelt er die Funktion der Säumerei als bäuerliches Neben- oder Ergänzungsgewerbe.

In diesen Passagen mag hin und wieder der Eindruck entstehen, dass der Autor die Relevanz des «Walsermodells», wie er es kurzerhand nennt, ein wenig überschätzt. Schliesslich lag die Organisation des alpinen Verkehrswesens nicht allein auf den Schultern der Walser. Dies um so weniger, als die wichtigen Transitrouten ja nicht mit jenen walserischen Verbindungswegen zu verwechseln sind, die – wie Rizzi selbst betont – teilweise auf sehr grossen Höhen verliefen. Und wenn im einleitenden Kapitel der Bogen weit zurück ins Altertum und Frühmittelalter geschlagen wird, stellt sich vollends die Frage nach der universalhistorischen Bedeutung der Walser.

Es ist nicht zu übersehen: Für Rizzi handelt es sich da nicht einfach um eine alpine Bevölkerungsgruppe unter anderen, sondern geradezu um das Paradigma menschlicher Existenz in diesem Raum. Doch wenn hier auch Relativierungen eindeutig angebracht sind, so ist immerhin eines nicht zu bestreiten: Gerade die höchstgelegenen Siedlungen in den Zentralalpen sind walserische Gründungen. Insofern repräsentieren die Walser sozusagen den Grenzfall alpiner Zivilisation. Es ist also legitim, in ihrer Siedlungstätigkeit einen Indikator dafür zu suchen, welche Möglichkeiten und Grenzen für die Kolonisation von Gebirgsregionen in historischer Zeit bestanden haben.

In diesem Zusammenhang interessiert natürlich, worin Rizzi die Ursachen für die Ausweitung des Siedlungsraumes sieht. Hier führt er nur immer wieder das Klima an. So sieht er denn auch zwischen der Erwärmung im Frühmittelalter und der Abkühlung in der Frühen Neuzeit ('Kleine Eiszeit') eine einzige grosse Kontinuität des Landesausbaus. Demgegenüber hat für ihn die demographische Entwicklung als 'Push-Faktor' nur sekundäre Bedeutung. Sekundär auch in dem Sinn, dass er die demographischen Bewegungen als blosser Funktion der klimatischen Veränderungen aufzufassen scheint. Unbestreitbar erscheint die vorrangige Bedeutung klimatischer Faktoren wenigstens im negativen Fall: Wie die 'Kleine Eiszeit' den exponiertesten Siedlungen die Existenzgrundlage entzog, das zeigt der Autor mit eindrucksvollen Quellenbelegen.

Vor diesem Hintergrund fragt es sich schliesslich, ob Rizzi die walserisch-bäuerlichen Lebensverhältnisse nicht allzu weitgehend von Naturkräften determiniert sieht. Dieser Tendenz wirkt jedoch der rhetorische Schwung entgegen, der seine Wissenschaftsprosa immer wieder stimuliert: Da nehmen die Siedler die «Herausforderung der Berge» an und wagen die «Auseinandersetzung» mit dem Naturraum. Zu-

mindest angedeutet wird damit doch der Gedanke einer verhältnismässig flexiblen gesellschaftlichen Reaktion auf die natürlichen Bedingungen: eine Dynamik von «challenge» und «response». Unter Inkaufnahme von etwas Pathos wird so der Holzweg eines naturräumlichen Determinismus vermieden.

Die Abschnitte zu den volkskundlichen Aspekten sind dem Autor, der auf diesem Gebiet zugegebenermassen nicht Spezialist ist, gut gelungen (soweit der Rezensent, der noch weniger davon versteht, das überhaupt beurteilen kann). Es ist befriedigend – wenn auch nicht neu – zu lesen, dass die Häuser der Walser nicht einem einheitlichen Typus angehören, der womöglich vom ethnischen Substrat konditioniert wäre. Vielmehr unterscheiden sie sich je nach regionaler Umweltsituation voneinander. Für die mittelalterlichen Jahrhunderte ist überdies noch von kleineren Bauten auszugehen, die weniger standortgebunden waren. Die in der Neuzeit auftretenden Varianten klassifiziert Rizzi in einer Typologie, die sich vorwiegend an der Anordnung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude orientiert.

Im übrigen ist in Fragen der walserischen Volkskultur das ebenso umfang- wie erfolgreiche Werk von Paul Zinsli (1968/91) auf seine Weise unüberholbar. Rizzi selbst betont das mehrmals, wenn er auf das brauchwürdige, sakrale, sprachliche und mythische Traditionsgut eingeht. Im Gegensatz zu Zinsli ist ihm aber eher an einer Bestandesaufnahme als an einer Art Wesensschau gelegen. Es fällt ihm auch nicht ein, bei den Nachfahren der Walser Siedler jenen kulturellen Identitätsverlust zu beklagen, über den Zinsli so tief besorgt ist.

Besonders anregend ist Rizzis Versuch, die Sagen über das «verlorene Tal» oder die «Stadt unter dem Gletscher» usw. auf einen realen historischen Kern zu reduzieren: In solchen Legenden wird eine kollektive Erfahrung tradiert, nämlich der Verlust von Siedlungsland durch die Klimaveränderungen der Frühen Neuzeit.

Die Literaturangaben zu jedem Abschnitt sind umfangreich und durchwegs auf dem neuesten Stand. Auf Einzelnachweise durch Fussnoten hat der Autor verzichten müssen; dafür versieht er manche der angeführten Titel mit einem Kommentar. Dabei findet er auch noch Gelegenheit, einige besonders kontroverse Fragen zu diskutieren – etwa jene, ob die walserische Besiedlung des Avers tatsächlich von Como bzw. Chiavenna her eingeleitet worden sei, wie neuerdings öfters angenommen wird. Diese Frage beantwortet er übrigens mit quellenkritisch überlegener Argumentation verneinend – und damit wohl auch abschliessend.

Angesichts der ausführlichen Literaturangaben ist es gerechtfertigt, dass das forschungsgeschichtliche Kapitel, mit dem die Darstellung schliesst, die neuere Literatur verhältnismässig knapp behandelt. Um so ausführlicher werden hier dafür die gelehrten Spekulationen

besprochen, welche die frühneuzeitlichen Autoren den Walsern widmeten – ausgehend von Gilg Tschudis *Rhaetia* (1538).

Als nicht weniger spekulativ kennzeichnet Rizzi indessen die Behandlung, die ein Karl Meyer noch 1925/27 der «Walserfrage» angedeihen liess. Meyer – immerhin der Entdecker der beiden Rheinwalder Urkunden von 1274 und 1286 – führte die walserischen Siedlungen in unzulässiger Weise auf militärische Ziele der Feudalherren zurück. Der einflussreiche Universitätslehrer löste damit in der Walserforschung eine regressive Tendenz aus, deren Nachwirkungen noch heute spürbar sind. Rizzis Kritik ist in diesem Punkt erfrischend deutlich. Er zeigt – nicht zum ersten Mal übrigens –, dass die Verpflichtung zum Waffendienst (Heerfolge) bei den Walsern räumlich und zeitlich eingeschränkt war und mit der Pflicht des Feudalherrn korrelierte, sie ihrerseits zu schützen und zu schirmen: ein im Mittelalter geläufiges Rechtsverhältnis.

Rizzis *Geschichte der Walser* ist die erste historisch angelegte Gesamtdarstellung zum Thema seit der inzwischen veralteten von Hans Kreis (1958/66). Sie wird nun lange massgeblich bleiben.

Buchgestaltung und -ausstattung

Der kiloschwere Band enthält über 150 teilweise farbige Abbildungen. Wohl aufgrund des Formats sind die Seiten zweiseitig gesetzt, allerdings am rechten Rand jeweils nicht bündig, was ab und zu etwas Unruhe in den Satzspiegel bringt («Sägeprofil»).

Die Illustrationen zeigen vor allem Siedlungen, Häuser und Bauteile. Allzu selten finden sich Aufnahmen aus grösserer Höhe, die jeweils einen besseren Überblick über das Landschafts- und Siedlungsbild bieten. Häufig wiedergegeben sind hingegen alte Karten, Stiche und Zeichnungen. In den Stichen – Veduten und Genreszenen – macht sich öfters ein romantisierendes bzw. folkloristisches Element bemerkbar. Grösseren dokumentarischen Wert haben die ebenfalls reproduzierten Fotoaufnahmen vom Beginn dieses Jahrhunderts – obwohl vielleicht auch da gelegentlich etwas «arrangiert» worden ist. Insgesamt verrät die Bildauswahl ein gewisses Übergewicht auf dem westlichen Teil der Walsersiedlungen.

Die Karte zuhinterst im Buch, die das Verbreitungsgebiet der walserischen Siedlungen darstellt, ist leider eine blosse Faustskizze. Der Historische Atlas der Schweiz oder die von Zinsli gebotene Karte orientieren besser.

Florian Hitz